

— 1. Kapitel —

Der Regen wurde von Minute zu Minute schlimmer und war bald so heftig, dass die Wischblätter meines Wagens ihn kaum noch bewältigten. Heulend zerrte der Wind an den Ästen der Bäume und peitschte feuchtes Laub über die Straße. Nur mühsam erklomm der Wagen die Steigung. Ich musste in den zweiten Gang schalten, dennoch brummte der Motor bedrohlich tief.

Wiesen und Ginsterbüsche glitten unendlich langsam vorüber. Unter den Wolken kreisten schwarze Krähen, die sich zu Schwärmen sammelten. Der Himmel hing so bleischwer über dem Land, dass ich das Gefühl hatte, er müsse die fragile Hülle aus Glas und Stahl, die mich umgab, wie eine Eierschale zerquetschen, wenn er sich nur noch ein wenig mehr herabsenkte.

Ich folgte einer Kurve, dann noch einer und hatte das Niveau des oberen Kraterrandes erreicht. Links von mir lag der kleine Flugplatz von Schalkenmehren.

Die Straße passte sich der Rundung des Sees an, den ich hinter schwarz-feuchten Eschen unbewegt wie einen Spiegel aus Quecksilber erahnte. Zwischen den Bäumen blitzte kurz das Weiß einer gedrungenen Kapelle auf, dann erreichte ich den kleinen Parkplatz auf der linken Straßenseite, und der Wagen rollte knirschend über den Asphalt. Ich war der einzige Besucher an diesem ungemütlichen Herbstnachmittag.

„Das Totenmaar“, flüsterte ich, bemüht den schneidenden Wind zu ignorieren, der in dem Augenblick ins Wa-

geninnere fuhr, als ich die Tür einen Spalt weit öffnete.  
„Was für eine gottverlassene Gegend!“

Ich überlegte, ob es ein Fehler gewesen war, hierherzukommen. Es war verdammt kalt und ungemütlich hier draußen, und ich widerstand nur mühsam der Versuchung, einfach nach Daun zurückzukehren und in einem der behaglichen Cafés Zuflucht zu suchen.

Mit einem kurzen Seufzer überquerte ich die Straße und gelangte auf einen Weg, der das komplette Maar umrundete. Zu meiner Linken verlief zwischen Weißdornbüschen ein schmaler Pfad hinab zum Seeufer. Von dort aus hoffte ich, einen besseren Überblick zu haben. Nach wenigen Minuten erreichte ich das Ufer. Das Wasser zu meinen Füßen schwappte träge und unergründlich in seinem Bett aus schwarzer Lava. Ich hatte gelesen, dass der See eine Tiefe von rund fünfzig Metern besaß.

Wie würde es sich wohl anfühlen, wenn ich in die düsteren Fluten eintauchte und wartete, bis die Kälte jeden Rest von Lebenswillen in mir lähmte und ich langsam hinabglitt in die lautlose Finsternis? Ich verscheuchte den grauenvollen Gedanken und wandte mich nach links. Hier wurde die Vegetation immer spärlicher. Genau so kannte ich das Totenmaar von der Fotografie, die mich hierher gelockt hatte.

Ich fand sie von der Realität noch übertroffen.

Wenn es einen Ort gab, an dem die Melancholie zu Hause war, dann war es dieser. Schwermut hing wie Nebelschwaden in den alten Bäumen, Schwermut lastete auf dem grauen Rund des Sees, Schwermut klang in dem heiseren Krächzen der Rabenvögel.

Von einer *plutonischen Landschaft* war in dem kurzen Artikel die Rede gewesen, den ich einmal gelesen hatte,

und irgendwo dort unten musste die Esse der feurigen Gottheit noch immer in Betrieb sein, denn Blasen und Dämpfe stiegen bisweilen zur Wasseroberfläche auf. Fauliger Geruch von Eisensulfid lag in der Luft.

Es schien, als habe jemand eine unsichtbare Glocke über den See gestülpt, hier unten herrschte absolute Windstille, während ich in nicht allzu weiter Ferne das Tosen des Sturmes hörte.

Wie unter Zwang trat ich noch näher an das Ufer heran. Ein Stein fiel mir ins Auge. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben, und versuchte mich daran zu erinnern, wann ich eine ähnliche Situation erlebt hatte. Es war wie ein Déjà-vu.

Mein blasses Antlitz spiegelte sich in dem ruhigen Wasser. Ich warf den Stein, und mein Bild zerbarst in konzentrischen Wellenbewegungen.

Und dann, als das Wasser sich wieder beruhigt hatte, war es verschwunden. Mein Herz schien stehen zu bleiben. Etwas Seltsames geschah. Auf der Wasseroberfläche, die mit einem Mal milchig wurde, zeichnete sich eine weiße Gestalt mit stummelartigen Gliedmaßen ab.

Sie hatte Arme und Beine, die keine Füße und Hände besaßen. Tückische Augen glitzerten mir aus dem aufgequollenen Gesicht entgegen. Der Mund öffnete sich und entblöbte zwei nadelspitze Zahnreihen.

Von einem Moment zum anderen überfiel mich eine wahnsinnige Angst, denn dieses Phänomen bestätigte nur meine heimlichsten Befürchtungen.

Irgendetwas stimmte nicht mit mir.

\*

Das Rumpeln der Müllabfuhr vor dem Hotelfenster riss mich aus meinem Schlaf. Für einen Moment überlegte ich, wo ich mich befand. Ich glaubte, wieder ein Kind zu sein, doch dann erinnerte mich ein grausamer Schmerz hinter meiner Stirn daran, weshalb ich hier war.

Ich fuhr in meinem Bett hoch. Schon ließ das Stechen nach, und ich versuchte mir einzureden, dass ich es mir nur eingebildet hatte. Aber das gelang mir schon lange nicht mehr. Auch wenn Dutzende von Neurologen mir bescheinigt hatten, dass sich kein Tumor in meinem Kopf befand, sondern ich nur unter einer seltenen Form der Migräne litt, war ich nicht davon überzeugt, dass ich organisch gesund sei.

Vor dem Fenster herrschte noch Dämmerung. Das verfärbte Laub der Linden zeichnete sich hell vor den düsteren Bauten der Jakobstraße ab. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich verfluchte all diejenigen, die glaubten, morgens einen Höllenlärm verursachen zu müssen, und begab mich ins Bad.

Beim Zähneputzen fiel mein Blick in den Spiegel. Für mein Alter, fand ich, sah ich noch recht gut aus. Ich fuhr mit der Hand durch mein dunkel gewelltes Haar, bleckte die Zähne und strich über den Dreitagebart. Dann kleidete ich mich an und ging hinab in den Frühstücksraum, der von Kaffeeduft und dem Geruch frischer Brötchen erfüllt war. Essen konnte ich um diese Zeit jedoch beim besten Willen noch nichts.

Bei einer Tasse dampfenden Kaffees überflog ich die Schlagzeilen der Tageszeitung. Draußen wurde es langsam hell, dennoch hatte ich das Gefühl, dass dadurch die Leere in meinem Inneren nur noch größer wurde. Ich fühlte mich

wie ein Ertrinkender. Wie jemand, der in einen endlosen Schacht fiel. Mir war, als müsste ich jeden Moment ersticken.

Gehetzt begab ich mich zurück auf mein Zimmer, wo ich achtlos meine Kleidung in den Koffer warf. An der Rezeption im Erdgeschoss zahlte ich den Preis für meine Übernachtung und trat vor die Tür.

Aachen war im Begriff zu erwachen. Läden wurden geöffnet und Menschen machten sich auf den Weg zur Arbeit oder freuten sich auf einen freien Tag im Kreise ihrer Lieben. Mit einem Mal wurde mir bewusst, wie verloren ich war. Die Unbeschwertheit der anderen wurde mir unerträglich.

Ich stieg in meinen Wagen und fuhr davon, egal wohin, solange ich mich nur bewegte.

Während die Randbezirke der Stadt allmählich ausfrans-ten und sich die Straße durch eine hügelige Heckenland-schaft wand, haderte ich mit mir darüber, geflohen zu sein.

Instinktiv fuhr ich nach Süden, in die Eifel, die ich von meiner Kindheit her kannte.

Sofort kamen mir Bilder von schneeverwehten Höhen mit einsamen Gehöften und dünnen Baumgerippen in den Sinn, von Höhlen, deren schwarze Herzen selbst im Sommer vereist waren, und von Burgruinen, die der Odem ver-gangener Tage umwehte.

Ich fuhr zwischen düsteren Wäldern und lichten Weiden dahin und kam immer wieder an den steinernen Überres-ten des Westwalls vorbei. Bald kurbelte ich das Fenster he-runter und sog den Geruch des feuchten Waldes in meine Lungen, der nun beiderseits die Straße säumte.

Es war ein wundervoller Duft, der mich an die glückli-

cheren Momente meiner Kindheit erinnerte. An Wochenenden, an denen wir mit Vaters hellblauem VW-Käfer aus der Stadt hier hinaus gefahren waren, um auf einer Wiese zu picknicken.

Ich hoffte, in der Eifel einen Ort zu finden, an dem ich mein seelisches Gleichgewicht wieder finden würde. Die letzten Monate waren für mich alles andere als einfach gewesen. Aufgrund meiner Erkrankung war ich von meiner Arbeit als leitender Angestellter im Hauptsitz einer renommierten Kölner Versicherung freigestellt worden. Obwohl ich nach wie vor meinen Lohn erhielt, war mir bewusst, dass mein Posten nicht ewig unbesetzt bleiben würde.

Ein Schild wies auf eine Abzweigung nach Monschau hin. Ich bremste und folgte der Straße hinab ins Tal. Unter mir sah ich einen schmalen Fluss, dann tauchten die ersten Häuser auf. Über der Stadt thronten die Reste der Burg und ein einsam dastehender Turmstumpf, der von oben bis unten von einem mächtigen Riss geteilt wurde. Im Regen muteten auch die anderen Gebäude keinen Deut weniger düster an, mit ihren steinernen Fassaden, den tief herabgezogenen Dächern, den dunklen Kaminen und spitzen Giebeln. Ich erinnerte mich, dass Monschau vor mehr als hundert Jahren eine Vielzahl an Tuchmanufakturen beheimatet hatte.

Diese waren, da inzwischen im Ausland viel billiger produziert werden konnte, längst geschlossen. Der vergangene Reichtum der Tuchmacher spiegelte sich immer noch in den gut erhaltenen Bürgerhäusern wider. Der Hauch einer ruhmreichen Vergangenheit zog im Sommer eine große Zahl von Besuchern an. Allerdings schien die Stadt im

Herbst und Winter fast ausgestorben zu sein. Ich beschloss spontan, mir ein Zimmer für eine Nacht zu nehmen, und schaute mich nach einem passenden Hotel um.

Direkt am Fluss reihten sich zahlreiche Andenkenläden und Restaurants aneinander. Ich parkte meinen Wagen auf einem der wenigen Stellplätze im Ort. Ein unvermittelter Regenguss traf mich, als ich ausstieg, meinen Mantelkragen hochschlug, um mich zu schützen, während ich die Straße hinab und auf den Eingang des nächstliegenden Hotels zuging, dessen Umriss ich im Nebel schemenhaft wahrnehmen konnte.

*Zum Ritter Kunibert* stand in Frakturschrift über der Tür. Das Hotel war in einem dreistöckigen Gebäude untergebracht. Ich stieg die kleine Treppe zum Eingang empor, öffnete die Tür und trat in einen Flur mit dunkel getäfelten Wänden. Der Gang öffnete sich auf der einen Seite in einen Bewirtschaftungsraum, auf der anderen Seite zur Rezeption hin, an der sich eine junge Frau mit rundlichem Gesicht und langem, blondem Haar mit Eintragungen in eine Kladde zu schaffen machte.

„Ich hätte gerne ein Zimmer.“ Es war seltsam, nach der langen Fahrt die eigene Stimme zu hören.

„Mehrere Tage?“ Sie lächelte einladend.

„Hm, ich fürchte, ich kann es Ihnen leider noch nicht sagen. Wenn es mir in Monschau gefällt, bleibe ich gerne etwas länger. Aber planen Sie mich bitte erst einmal nur für eine Nacht ein.“

„Sie werden mit unserem Haus sicher zufrieden sein! Wünschen Sie ein Einzelzimmer?“

Ich nickte, woraufhin sie mir ein Blatt reichte.

„Eine Broschüre über unsere Stadt. Wenn Sie weiter-

führende Informationen möchten, sollten Sie unser Fremdenverkehrsamt besuchen. Es gibt dort eine Reihe kostenloser Prospekte. Sie finden es, indem Sie sich von unserem Haus an rechts halten und die nächste Straße wieder rechts abbiegen.“ Sie legte einen Schlüssel auf den Tresen und erklärte mir, dass ich mein Zimmer im zweiten Stock finden würde.

Das Zimmer war klein und altmodisch eingerichtet, aber es genügte meinen Ansprüchen völlig. Ich setzte mich auf das gut gefederte Bett. Obwohl ich große Müdigkeit verspürte, war ich fest entschlossen, zuerst eine Mahlzeit zu mir zu nehmen, um die bohrende Leere in meinem Magen zu verdrängen. Vorher aber musste ich mein Gepäck aus dem Wagen holen.

Als ich vor die Tür des Hotels trat, überkam mich ein eigentümliches Gefühl. Es war kein Mensch auf der Straße zu sehen, und nur wenige Autos standen auf dem Parkplatz, dennoch glaubte ich, ein beobachtendes Augenpaar zu spüren.

Ich schloss meinen Wagen auf, nahm die Reisetasche aus dem Kofferraum, und dann sah ich sie. Eine hochgewachsene, schwarz gekleidete Gestalt, deren Gesicht seltsam verschwommen wirkte, als sie sich aus dem Schatten eines Kellereingangs löste. Ich konnte keine Gesichtszüge erkennen, trotzdem war ich sicher, dass es sich um einen Mann handelte, der mich, aus welchen Gründen auch immer, die ganze Zeit über beobachtet hatte. Ohne Eile entfernte sich die Gestalt und hob kurz die Hand, als wolle sie mich wie einen alten Bekannten grüßen. Schließlich war sie hinter einer Hausecke verschwunden.

Ich ging mit meinem Gepäck zum Hotel. Als ich die Ein-

gangstür hinter mir schloss und zu meinem Zimmer hinaufstieg, hatte ich die seltsame Erscheinung schon fast wieder vergessen.

\*

Ich war an diesem Nachmittag der einzige Gast in dem Hotelrestaurant. Zum Abend hin, davon war ich überzeugt, würde sich das Restaurant füllen. Doch im Augenblick genoss ich die Ruhe und erschrak förmlich, als ein Kellner an meinem Tisch stand und mir die Speisekarte reichte. Ich bestellte ein Pils, studierte die Karte und entschied mich rasch für ein Schnitzel mit Spargel und Senfsoße. Monschauer Senf besaß, wie die Speisekarte verriet, eine lange Tradition. Noch immer war in der kleinen Stadt eine Senfmühle in Betrieb.

Während ich auf das Essen wartete, warf ich einen Blick in die Broschüre, die mir die junge Frau an der Rezeption ausgehändigt hatte. Ich war überrascht, wie alt Monschau tatsächlich war. Der Name Montjoie wurde zum ersten Mal im Jahre 1198 erwähnt. Erst vor hundert Jahren war er durch einen kaiserlichen Erlass in die deutsche Schreibweise abgeändert worden.

Der Kellner trug das Essen auf. Ich bestellte ein zweites Bier und legte das Faltblatt beiseite, um mich dem Essen zu widmen. Der Spargel war butterzart, und auch mit dem Schnitzel war ich zufrieden. Zum ersten Mal schienen sich meine Nerven ein wenig zu beruhigen. Ich aß und zahlte bald darauf meine Rechnung und beschloss, einen Spaziergang zu machen.

Zu meiner Überraschung hielt sich der Nebel immer

noch hartnäckig in den Straßen. Er schien sogar noch dichter geworden zu sein. Gelegentlich auftauchende Passanten nahm ich daher nur schattenhaft wahr, selbst wenn sie nahe an mir vorübergingen.

Das Fremdenverkehrsbüro hatte bereits geschlossen. Ich nahm mir vor, am nächsten Tag vorbeizuschauen. Die Prospekte, die ich durch das breite Fenster erkennen konnte, versprachen jedenfalls interessant zu sein.

Ich ging an einer Reihe von Schaufenstern entlang und überquerte eine kleine Brücke. Zu meiner Linken erhob sich die evangelische Kirche. Ich benutzte eine zweite Brücke, um erneut über die Rur zu gelangen. Monschau erwies sich als ein Labyrinth von Brücken, schmalen Treppen und verwinkelten Gassen. Zwischen den schiefen Häusern gab es immer wieder Lücken, in denen sich Bretter, Kanister und Drahtrollen stapelten.

Ich kam an einem Bekleidungsgeschäft vorbei und an einer Printen-Bäckerei, aus deren Eingang heraus es herrlich duftete. Im nächsten Haus hatte ein Antiquitätenhändler sein Geschäft eingerichtet. Nicht weit davon entfernt sah ich das Schild einer Anwaltskanzlei, und dann das Schaufenster einer Apotheke. Es war einer jener schönen, alten Läden, wie man sie in der heutigen Zeit nur noch selten sieht. Im Schaufenster standen Mörser, Tiegel und getönte Gläser mit geschwungenen Aufschriften.

Doch nicht diese Dinge erregten meine Neugierde, sondern ein lebensgroßer Porzellankopf in der Mitte des Schaufensters. Linien liefen auf der einen Hälfte über das weiße Porzellan und teilten die verschiedenen Hirnpartien ein. In den einzelnen Feldern waren Zahlen zu erkennen.

Unvermittelt verspürte ich jenen leisen, bösen Schmerz

in meinem Kopf, den ich nur allzu gut kannte. Ich presste die Hände auf meine Schläfen und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, erblickte ich im Schaufenster statt meines Spiegelbildes eine hagere Gestalt in einem schwarzen Anzug. Das Gesicht der Gestalt war schmal und hohlwangig. Die grau melierten Haare waren zurückgekämmt. Es handelte sich um einen Mann in den mittleren Jahren.

Mein Herz setzte einen Schlag lang aus, nur um dann umso aufgeregter in meiner Brust zu hämmern. Und dann kehrte der Schmerz zurück ... dieser verfluchte Schmerz, der mir mein Leben zur Hölle machte.

Der Fremde hob die Hand und winkte mir zu. Seine Augen waren schwarz wie die Nacht.

Ich blinzelte. Und dann war die Gestalt verschwunden.

Alles war wieder normal, doch die Echos der Schmerzen verwirrten noch immer meinen Kopf. Der Anfall war keineswegs vorüber. Er hatte erst begonnen.

Ohne Vorwarnung überfiel mich die Erinnerung.

## — 2. Kapitel —

Ich war als Kind schon einmal hier gewesen. Nein, nicht genau an diesem Ort, aber nicht allzu weit davon entfernt, in einem der Hochmoore des Hohen Venn, dicht hinter der belgischen Grenze. Meine Eltern und ich waren den ganzen Tag lang durch die Sümpfe gewandert, während blassgoldenes Sonnenlicht durch den Nebel fiel und der Gegend etwas Unwirkliches verlieh.

Das Wasser zu unseren Füßen gluckerte ständig. Blasen stiegen auf. Und dann geschah etwas sehr Seltsames. Ich

war auf einmal allein. Meine Eltern waren verschwunden und hatten mich zurückgelassen.

In den Ästen der Bäume flatterte etwas, das mich an weiße Tücher erinnerte. Wohin sollte ich mich wenden? Nach Süden? Nach Norden? Ich wusste weder, wo das eine, noch wo das andere lag. Abgesehen vom Säuseln des Windes blieb mein Rufen unbeantwortet.

Ohne zu wissen, in welche Richtung ich mich bewegte, begann ich zu laufen.

Dann sah ich die schattenhafte Gestalt. Sie bewegte sich nicht, stand nur still da und erschien mir im ersten Moment wie ein Baumstumpf. Doch ihre Füße berührten das Wasser nicht, sie schwebte dicht über dem Morast. Sie richtete ihre Hand auf mich, und in den Schatten ihres Kopfes bildete sich ein noch schwärzeres Loch, dessen Ränder Laute formten. Laute, die ich nicht hören konnte, doch die – das spürte ich genau – meinen Namen wiedergaben.

Am ganzen Leibe zitternd harrte ich aus und wagte weder einen Schritt vor noch zurück. Ich wollte schreien, doch mein Mund war wie mit Wachs versiegelt.

Die Schatten lichteten sich, und ich sah, dass die Gestalt ein hageres Gesicht mit schmalen Lippen und farblosen Augen ihr Eigen nannte. Ihre Haut war von ungewöhnlicher Blässe, wie in der Sonne ausgebleichenes Holz.

Sie wurde transparent. Ein Windhauch zerfaserte sie in Schleier und trug sie davon. Im selben Moment hörte ich die Stimmen meiner Eltern. Sie befanden sich nur wenige Meter hinter mir und waren sichtlich erregt. Meine Mutter schloss mich in ihre Arme und ermahnte mich eindringlich, nie wieder den vorgeschriebenen Weg zu verlassen. Mein Vater schimpfte sehr, doch sein Zorn war nur von

kurzer Dauer. Viel zu sehr überwog die Freude, den verlorenen Sohn wiedergefunden zu haben.

Von dem Mann in Schwarz hatte ich meinen Eltern nie erzählt. Dass ich nun an ihn denken musste, kam nicht von ungefähr, denn im Glas der Schaufensterscheibe hatte ich genau diese Gestalt wiedererkannt.

Es war derselbe Mann. Wenn ich mich recht erinnerte, hatte ich ihn während meiner Kindheit und Jugend noch oft gesehen. Vor allen Dingen in meinen Träumen war er stets präsent gewesen, und seit unserer ersten Begegnung war er nie gealtert.

Warum hatte ich den Mann in Schwarz gesehen und nicht mich selbst? War er ein Teil meiner selbst? Oder ein Symptom meiner Erkrankung?

Ich wünschte, der Porzellankopf hätte mir diese brennenden Fragen beantworten können, doch seine kalten Lippen schwiegen sich aus.

Ich wandte mich von dem Schaufenster ab. Der Nebel wurde immer dichter. Kein Sonnenstrahl vermochte ihn zu durchdringen. Die hohen, schmalen Dächer der Gebäude über den brütend geneigten Fassaden waren nur als Schattenrisse zu erkennen. Ich fühlte mich in eine fremde Welt versetzt. Eine Welt, die einem schauerhaften Traum glich, in dem alles noch so Undenkbare möglich schien. Und ich war alleine in diesem Traum. Diesmal würden mir meine Eltern nicht helfen können. Sie waren tot.

Nachdenklich zog ich weiter, und die wenigen Menschen auf der Straße erschienen mir wie fahle Schemen, die sich mühsam durch den Nebel schleppten. Unwillkürlich fragte ich mich, wohin ihr Weg sie führte. Zum Einkaufen? Zur Arbeit? Mir wurde mit einem Mal bewusst,

wie wenig ich mich in der Vergangenheit für andere Menschen interessiert hatte.

Nachdem ich eine Weile durch den Nebel spaziert war, machte ich mich auf den Rückweg zum Hotel. Ich war müde und erhoffte mir eine Stunde erholsamen Schlafes, den ich wirklich nötig hatte. Die junge Frau an der Rezeption unterhielt sich gerade mit einem neu eingetroffenen Besucherpaar. Sie nahm mich nicht zur Kenntnis, als ich das Foyer durchquerte.

Ich erstieg die Treppe und schritt durch den dunklen Flur, der zu meinem Zimmer führte. Dort schälte ich mich aus meiner Jacke, die ich achtlos über die Stuhllehne warf. Erschöpft ließ ich mich auf das Bett sinken. Meine Augenlider waren schwer wie Blei, und bereits wenige Sekunden später fiel ich in einen unruhigen Schlaf.

Im Traum fand ich mich in einem dunklen Raum wieder, in dessen Ecken Kerzenschein flackerte. Die Wände, sofern man das im Zwielflicht erkennen konnte, waren mit seltsamen Symbolen bedeckt. Symbole dieser Art hatte ich noch nie zuvor gesehen. Sie schienen mit dunkler Kreide oder Ruß aufgebracht zu sein. Zahlen und Buchstaben, in sich verschlungene Linien und Spiralen, Hieroglyphen und Runen und die immer wiederkehrende Darstellung eines widerwärtigen, puppenartigen Dinges.

In der Mitte des Raumes erhob sich bleich auf einem Sockel jener Porzellankopf, den ich eben noch im Schaufenster der Apotheke gesehen hatte, er bewegte die Lippen und er sprach mit einer hohl klingenden Stimme zu mir. Unverständliche Worte, und dennoch wusste ich in diesem Moment, dass er mir etwas mitteilen wollte, das von ungeheurer Tragweite und Wichtigkeit sein musste.

— 3. Kapitel —

Ich erwachte mit einem pelzigen Geschmack auf der Zunge. Noch während mein Bewusstsein allmählich zurückkehrte, löste sich der überwiegende Teil meiner Traumbilder in nichts auf. In meiner Erinnerung blieb lediglich der sprechende Porzellankopf zurück.

Verschlafen richtete ich mich auf. Ich musste dringend etwas trinken. Wankend erhob ich mich aus meinem Bett und ging ins Badezimmer, wo ich mir kaltes Wasser ins Gesicht spritzte. Ich füllte den Zahnputzbecher und trank in gierigen Zügen.

Verschlafen schaute ich in den Spiegel. Ich sah längst nicht so schlecht aus, wie ich mich fühlte, allerdings musste ich mich dringend rasieren. Die dunklen Stoppeln bildeten auf Kinn und Wangen einen unansehnlichen Schatten. Meine Augen waren gerötet und von dunklen Ringen umgeben.

*Trotzdem*, wiederholte ich in Gedanken, *ich habe schon schlechter ausgesehen.*

Ich beschloss, eine Dusche zu nehmen und danach zum Abendessen hinunter in den Speisesaal zu gehen. Fast zehn Minuten lang stand ich unter der Brause. Dann frottierte ich mich ab und schlüpfte in den hoteleigenen Bademantel. Eine sorgfältige Rasur konnte nicht schaden. Ich schäumte mein Gesicht ein, setzte eine neue Klinge in meinen Nassrasierer und begann mit der Prozedur. Die Klängen glitten durch den Schaum und fuhren vorsichtig über meine Haut. Ich spülte mich ab, rieb mein Kinn mit

Aftershave ein und reinigte den Rasierer. Die grauen Stop-peln verschwanden dabei im Ausguss.

Aus meiner Reisetasche entnahm ich frische Wäsche. Als ich angekleidet war, streifte ich ein bequemes Jackett über, um das Zimmer zu verlassen. Für einen Moment ver-harrte ich jedoch, ohne den Grund dafür zu kennen. Irri-tiert schaute ich zum Fenster, vor dem dichter Nebel wall-te. Die Straßenlaternen waren gerade eingeschaltet wor-den. Ihr Licht verlieh dem Nebel zusätzlich etwas Beängs-tigendes.

Ich trat näher an das Fenster heran und sah hinab auf die enge Gasse. Die Umrisse der geparkten Autos pressten sich an die windschiefen Häuser. Jedoch schien keine Men-schenseele unterwegs zu sein. Hatte ich denn erwartet, dort jemand Bestimmtes zu sehen? Einen schwarzen, hoch-gewachsenen Schatten etwa, der sich in einen Eingang drückte und unverhohlen zu mir hoch blickte?

Mit einem Frösteln zog ich die Gardinen zu. Manchmal verstand ich mich selber nicht. Wie hätte mich da erst je-mand anderer verstehen sollen?

Ich verließ das Zimmer und ging nach unten. Meine Schritte erklangen hohl auf den ausgetretenen Treppenstu-fen. Licht drang mir aus dem Speiseraum entgegen, ich hörte Stimmen, leise und kaum verständlich. Das Hotel-restaurant schien sich gefüllt zu haben. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Es war 19:30 Uhr. Höchste Zeit fürs Abendessen!

Dicht am Eingang zum Speiseraum saßen mehrere Leute, die mir den Rücken zuwandten. Sie drehten sich um, als ich eintrat, und nickten mir zu. Ich sah verschie-dene Paare und auch einige einzelne Gäste. Während ich



mich nach einem Platz umschaute, eilte der Kellner an mir vorüber. Er verbeugte sich unmerklich und ging mit der Karte zu zwei jungen Leuten, die wie ein Liebespaar wirkten. Ihr Anblick schmerzte mich. Ich hatte dieses Glück selbst in meinem Leben nie erlebt und längst alle Hoffnung darauf aufgegeben.

Ich suchte mir einen ruhigen Platz im hinteren Bereich des Hotelrestaurants, wo das Licht gedämpft war. Von hier aus hatte ich den Eingangsbereich im Blick. Weshalb mir das so wichtig war, konnte ich selbst nicht sagen. Vielleicht wollte ich sehen, wer eintrat. Ich wollte sehen, ob der schattenhafte Mann darunter war. *Was für ein abwegiger Gedanke!* Wenn er kein Produkt meiner überspannten Phantasie war, würde er gewiss nicht hier auftauchen. Nicht in diesem gut besuchten Restaurant.

Als die Bedienung an meinen Tisch kam, gab ich meine Bestellung auf. Ich hatte mich für das Hirschgulasch und einen trockenen Rotwein entschieden. Während ich auf das Essen wartete, schaute ich mich unauffällig um. Unter dem Vorwand, mich sehr für eine üppig wuchernde Pflanze an einem Rankgerüst zu interessieren, musterte ich die anderen Gäste. Niemand in dem Raum ähnelte auch nur ansatzweise dem Mann, von dem ich mich verfolgt fühlte.

Beruhigt atmete ich auf. Mein Blick fiel aus dem Fenster, an dem ich Platz genommen hatte. Draußen war es stockdunkel, doch es fiel genügend Licht hinaus auf den Fluss, der sich gurgelnd in seinem Bett aus Schiefer wälzte. Hinter den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser bewegten sich die Silhouetten eines Schattentheaters, doch die des Mannes in Schwarz war nicht darunter.

Ein reptiliengesichtiger Kellner brachte meinen Wein.

Lächelnd entblöbte er seine Zähne und verbeugte sich unterwürfig. Ein scheußlicher Kerl. Seine aufgesetzte Freundlichkeit widerte mich förmlich an. Das Essen, das er nach einiger Zeit brachte, war allerdings ohne jeden Makel. Das Gulasch zerging mir auf der Zunge. Der Rotwein war ein *Sangiovese* von kräftiger Farbe und charakteristischem Geschmack. Ich trank schnell und fühlte, wie mich bald eine angenehme Wärme ausfüllte.

Nach dem Essen blieb ich noch eine Weile sitzen. Der Kellner erschien erneut und fragte, ob ich noch ein Dessert wünschte. Ich lehnte dankend ab. Mir war nach etwas Bewegung und ich beschloss, noch einen Spaziergang zu machen.

Draußen war der Nebel dichter geworden. Ich konnte kaum noch die Hand vor Augen erkennen. Obwohl ich kein genaues Ziel hatte, fand ich mich bald vor dem Schaufenster der Apotheke wieder. Wie gebannt starrte ich wieder auf den weißen Porzellankopf. Hatten sich seine Lippen bewegt? Drangen nicht geflüsterte Worte aus seinem Mund? Meine Blicke glitten über die gewölbte Form seines Schädels und über die Linien und nummerierten Felder, die die Hirnzonen einteilten. Sah mein eigenes Gehirn genauso aus? Was würde ein Arzt finden, der mein Gehirn seziierte?

Ich fühlte mich leer, wie ein Gefäß, das man ausgegossen hatte. Aber hatte ich mich jemals anders gefühlt? Anders als hohl und leer. Schweigend und nichtssagend. Tot und leblos.

Unbewusst presste ich meine klammen Fingerspitzen an die kalte Schaufensterscheibe. Dann wandte ich mich schauernd ab und starrte in den allesverschlingenden Ne-

bel. Was für ein seltsamer Abend. Ich dachte an den nächsten Tag. Sollte ich wirklich in Monschau bleiben? Es sprach nichts dagegen. Wer drängte mich denn schon? Ich hatte alle Zeit der Welt, und ich gab die Hoffnung nicht auf, diesen Ort im goldenen Herbstsonnenschein zu sehen. Irgendwann musste sich der Nebel doch einmal verziehen!

In Gedanken versunken folgte ich der engen, gewundenen Gasse. Der Klang meiner Schritte wurde vom Nebel geschluckt. Scheinwerfer blendeten mich, als ein Auto vorüberfuhr. Das Gesicht des Fahrers kam mir auf unwirkliche Weise bekannt vor, als er mir durch das Seitenfenster einen Blick zuwarf. Er konnte es sein. Nein, er *war* es! Der Mann, der mich verfolgte. Der Mann aus meinen Erinnerungen und Träumen. Ich hatte ihn genau erkannt, sein schmales, hohlwangiges Gesicht mit den schwarzen Augen.

Doch schon im nächsten Moment war ich mir nicht mehr sicher. Ich glaubte nicht daran, dass der Mann in Schwarz eine tatsächlich existierende Person war. Zu vieles sprach dagegen. Zum Beispiel die Tatsache, dass er nicht alterte. Wohin ich auch ging: Er tauchte früher oder später dort auf. Doch nie erhielt ich die Gelegenheit, ihn anzusprechen. Und ich hatte das Gefühl, das Rätsel würde sich lösen, wenn es mir nur gelänge, ihn zur Rede zu stellen. Denn dann konnte ich mir nicht mehr einreden, dass er ein Hirngespinnst war. Eine Projektion meiner überspannten Nerven.

Im abendlichen Nebel wirkten die alten Gebäude, deren Fassaden sich über die engen Gassen beugten, noch um ein Vielfaches düsterer als im trüben Dunst des Tages.

Ich ging über die Brücke an der evangelischen Kirche,